

Joachim Schmiedl

LITURGIE UND ALLTAG

JOSEPH KENTENICH ZWISCHEN LITURGISCHER BEWEGUNG UND KONZIL¹

Die Konstitution „Sacrosanctum Concilium“ über die Liturgie wurde am 04. Dezember 1963 von den Vätern des Zweiten Vatikanischen Konzils proklamiert. Im Unterschied zum gleichzeitig verabschiedeten Dekret „Inter mirifica“ über die sozialen Kommunikationsmittel, dessen Aktualität zwar vordergründig eher auf der Hand lag, das aber zum Zeitpunkt seines Erscheinens bereits nicht mehr den Bewusstseinsstand der katholischen Medienschaffenden wiedergab, hatte die Liturgiekonstitution eine bis heute andauernde kontroverse Wirkungsgeschichte. Die Reform der Liturgie wurde zum Teil euphorisch begrüßt und in „vorausseilendem Gehorsam“ in den Gemeinden umgesetzt. Andere wiederum sahen in Veränderungen einer angeblich „unveränderlichen Liturgie“ einen Verrat an der Tradition, für den sie das „Konzil der Buchhalter“ verantwortlich machten. Was die einen als organische Entwicklung des kirchlichen Lebens begrüßten, wurde von den anderen als illegitime Revolution denunziert. Gerade die Liturgiereform spaltete Theologen und kirchlich Engagierte. Hubert Jedin beispielsweise, der große Historiker des Konzils von Trient, bemängelte, dass das Latein als einende Sprache in Liturgie, Kirchenmusik und Stundengebet aufgegeben worden sei. Gegenüber zu vielen Veränderungen war er sehr skeptisch: „Aber das ist meine aus der Geschichte der Kirche gewonnene Überzeugung, daß diese Erneuerung der Kirche nur dann ihr Ziel erreichen kann und wird, wenn der Glaube nicht verfälscht, die Grundstruktur der Kirche nicht verändert, die heilige Liturgie nicht zum Experimentierfeld wird.“²

Die Möglichkeiten und Chancen der Liturgiereform wurden aber auch von einem der frühen Protagonisten der Liturgischen Bewegung kritisch bewertet. In einem offenen Brief an den Liturgischen Kongress in Mainz bezweifelte Romano Guardini, ob der heutige Mensch überhaupt noch liturgiefähig sei. Als Liturgie sich noch in der Frage nach dem rechten Vollzug des Ritus erschöpfte, hing von ihr nicht der religiöse Akt an sich ab. „Solange die liturgischen Handlungen nur objektiv ‘zelebriert’, die Texte nur lesend ‘persolviert’ werden, geht alles glatt, weil nichts in den Bereich des religiösen Vollzuges kommt.“³ Wenn aber „das Symbol [...] vom Ausübenden als re-

¹ Dieser Artikel ist die erweiterte Fassung des unter dem Titel „Liturgie und Alltagsleben. Zur ‘Liturgiefähigkeit’ nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil“ in der demnächst erscheinenden Festschrift für Manfred Probst (Paderborn: Bonifatius-Verlag) publizierten Beitrags.

² JEDIN, HUBERT, *Kirchengeschichte und Kirchenkrise*, in: Jedin, Hubert / Kasch, Wilhelm / Roegele, Otto B. (Hrsg.), *Krise der Kirche - gestern und heute* (Veröffentlichungen der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg. 26), Karlsruhe 1971, 49.

³ GUARDINI, ROMANO, *Der Kultakt und die gegenwärtige Aufgabe der liturgischen Bildung. Ein Brief*, in: *Liturgisches Jahrbuch* 14 (1964), 103.

ligiöser Akt 'getan' und vom Anwohnenden in einem analogen Akt 'gelesen', der innere Sinn im Äußeren angeschaut⁴ werde, müsse das Problem gelöst werden, „das lebendige Schauen zu lernen“⁵. Guardini konstatierte deshalb, dass nach der kirchenpolitisch-restaurativen Phase der Liturgischen Bewegung, die von Solesmes ausgegangen war, einer benediktinisch inspirierten, akademischen Phase und einer praktisch-realistischen, volksliturgisch ausgerichteten Phase (Klosterneuburg) eine vierte Phase gekommen sei, die er dem konziliaren Impuls folgend mit folgenden Herausforderungen konfrontiert sah: „Wie ist der echte liturgische Vollzug geartet – im Unterschied zu anderen religiösen Vorgängen, dem individuellen und dem sich frei bildenden Gemeinschaftsvorgang der Volksandacht? Wie ist der tragende Grundakt gebaut? Welche Formen nimmt er an? Welche Fehlgänge bedrohen ihn? Wie verhalten sich die Anforderungen, die er stellt, zur Struktur des heutigen Menschen? Was muß geschehen, damit dieser ihn in echter und redlicher Weise lernen könne?“⁶ Um nicht ganz auf den liturgischen Akt verzichten zu müssen, forderte Guardini eine verstärkte pädagogische Ausrichtung der Liturgischen Bewegung: „Daß die Organe des Schauens, des Tuns, des Gestaltens geweckt und in den bildenden Vorgang einbezogen werden müssen; daß das musikalische Moment mehr ist, als eine bloße Verzierung; daß die Gemeinschaft anderes bedeutet, als ein Zusammensitzen, vielmehr Solidarität in der Existenz usf.“⁷

Mit dieser Diagnose nahm Guardini eine Mittelposition ein. Er wandte sich als einer der Altmeister der Liturgischen Bewegung nicht gegen die Liturgiereform, machte aber auf zu erwartende Defizite aufmerksam. In dieser Hinsicht ist ihm ein Zeitgenosse durchaus vergleichbar. Auf dessen Rezeption der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums soll im folgenden näher eingegangen werden. Von den Lebensdaten her deckte er den gleichen Zeitraum wie Romano Guardini ab.

Joseph Kentenich und die Liturgische Bewegung

Joseph Kentenich (1885-1968), Gründer der Schönstatt-Bewegung und bis 1965 Pallottiner-Pater, hatte wie Guardini bereits seit den 1920er Jahren in Tagungen und Exerzitien wiederholt Stellung zur Liturgischen Bewegung und den Anliegen der liturgischen Erneuerung genommen. Impulse dazu kamen vor allem von den Theologiestudenten, die den Gruppen des Apostolischen Bundes angehörten.

Der Akzent Kentenichs zielte von Anfang an auf die persönliche Aneignung der Liturgie. Der theologische Ausgangspunkt seiner Überlegungen war die Lehre von der Gotteskindschaft. Im Sinne des von ihm später so benannten „organischen Denkens“ wollte er den ganzen Organismus der Übernatur aufgreifen. In der vor al-

⁴ Guardini, Kultakt, 104.

⁵ Guardini, Kultakt, 105.

⁶ Guardini, Kultakt, 105-106.

⁷ Guardini, Kultakt, 106.

lem von dem Fuldaer Diözesanpriester Hermann Schmidt systematisierten Lehre vom Persönlichen Ideal benennen die „Formal- und Materialstufen“ das Wachstum des menschlichen Lebens auf dem Hintergrund einer ganzheitlichen Beziehung zu Jesus Christus, zum Heiligen Geist und zum Vatergott. Dieser trinitarische Bezug konkretisierte sich für Joseph Kentenich vor allem in der Überzeugung, dass der Christ durch die Taufe in ein besonderes Kindesverhältnis zu Gott Vater hineingezogen worden sei. Im Alltag würde, so seine Hoffnung, daraus ein lebendiger „Wandel mit Gott“ entstehen. Anfang der 1920er Jahre griff Kentenich damit einen Terminus auf, der in der asketischen Diskussion von verschiedenen Seiten ventiliert wurde. Es ging um die Frage, wie die Gnade der Beschauung mit dem gewöhnlichen Gebetsleben zusammen hänge, ob sie also normaler Endpunkt des religiösen Wachstums oder in jedem Fall ein besonderes Gnadengeschenk Gottes darstelle. In der konkreten Auseinandersetzung bezog Kentenich die Position, dass es Aufgabe jedes strebsamen Christen sei, sich um eine möglichst innige Gottesbeziehung zu mühen (erworbene Beschauung), sich aber auch ganz offen zu halten für die göttliche Gnade.

Die theoretisch klingende Grundlage war für Kentenich allerdings nie ohne den Praxisbezug denkbar. Mehrfach griff er deshalb in seinen Tagungen auf die 1913 das erste Mal publizierte, bis 1958 in 16 Auflagen erschienene Büchlein von Klara Fey, der Gründerin der Schwestern vom Armen Kinde Jesus, zurück: „Die ‘Übung der Mutter Klara Fey’. Eine Anleitung zum Leben im Gott unserer Altäre“. Davon leitete Kentenich die Forderung ab, zum „Wandel mit dem eucharistischen Heiland“ zu kommen.

Pater Kentenich stand damit durchaus in einem gewissen Gegensatz zur Liturgischen Bewegung. Das ganze religiöse Leben nur auf den objektiven Texten der Liturgie aufzubauen, schien ihm zu einseitig. Auch kümmerten ihn Fragen der reformerischen Umsetzung und der möglichen Veränderung einer über die Jahrhunderte statisch gewordenen Liturgie wenig. Liturgie sah er in engem Kontext mit der Entfaltung von Religiosität überhaupt. Die thematische Abfolge seiner Tagungen sah deshalb zuerst die Gotteskindschaft vor, dann den „Wandel mit Gott“, um von da aus auf Maria zu blicken, in der er den exemplarischen Fall einer gelungenen harmonischen Verbindung zwischen Mensch und Gott, zwischen Natur und Übernatur erblickte. Erst von dieser gesicherten Position aus sah er sich imstande, zur Liturgischen Bewegung Stellung zu nehmen. Den Theologiestudenten deutlich zu machen, dass Liturgie mehr erfordere als Schwärmen für Kunst und Kultur vergangener Epochen, kostete ihn viel intellektuelle Anstrengung.

Liturgische Exerzitien

Ab dem Jahr 1926 behandelte er jedoch auch die Liturgie, speziell die Eucharistiefeier, ausdrücklich in Tagungen und Exerzitien. Er charakterisierte die Heilige Messe als „Huldigungsmittel“, „Heiligungsmittel“ und „Heilmittel“. In der Liturgie werde den Christen, so Kentenich, Jesus Christus als „Flügelmann“ an die Seite ge-

stellt; er sei Garant dafür, dass die Gottesbeziehung nicht einseitig transzendent gesehen werde. Jesus stehe auf der Seite der Menschen, Liebe zu ihm und Vertrauen auf ihn würden helfen, die eigene Gottferne zu überwinden.

Liturgie ist – und hier greift Kentenich einen Grundgedanken Romano Guardinis auf – auch ein Spiel. Die nach klaren Regeln ablaufenden Handlungen bedürften freilich einiger Zeit und Übung, bis sie menschlicher seelischer Haltung zugänglich seien. Im wachsenden Verständnis der Zeremonien könne der Mensch hineinwachsen in die theozentrische Einstellung der Liturgie. So könne Liturgie ein gutes Heilmittel sein gegen eine zu stark subjektivistische, auf sich selbst bezogene Haltung. Sie sei aber auch eine Hilfe, auf die Wandlungskraft Gottes zu vertrauen und dadurch menschlichen Pessimismus zu überwinden. Sie müsse aber immer Konsequenzen für das Alltagsleben haben – zwischen Kommunion und Leben dürfe, so Kentenich, kein Trennungsstrich sein.

Damit zeigte Kentenich etwas an, was die innere Mitte seines liturgischen Denkens darstellte. Nicht nur objektiv sei Liturgie Vermittlung göttlicher Gnade, sondern auch eine Hilfe für ethisch besseres Handeln. Auch die Beziehung zu Jesus müsse die Eucharistiefeier überdauern, denn er ist: „Opfer in der hl. Messe, Arzt während der hl. Kommunion, Freund durch seine Gegenwart“. In eindringlichen Worten beschrieb er die Beziehung zwischen Christus und Christ in der Eucharistie und von ihr aus:

„Will der Gottmensch uns nicht hineinziehen als Werkzeug in die große Linie seines Lebens? In, durch und mit uns sucht er jeden Tag Gott. Wenn ich meine Aufgabe als Mittler zwischen Gott und Menschen jeden Tag tief erfasse und sehe, daß viele diese große Linie vergessen haben, was dann? Ich weiß ja, wir bilden einen Organismus. Dann muss es mich drängen, mit dem Heiland durch jede hl. Messe dem Vater umso mehr Ehre zu geben, als ihm von anderen entzogen wird. Mit diesen Gedanken auch das Brevier beten. Nicht bloß ich bete, sondern ich bete als Vertreter des Corpus Christi mysticum. Darum einander im Anfang geistig die Hand reichen. Das Bewusstsein muss uns beherrschen, wir beten alle, suchen die große Linie, die die Schöpfung so tief verwischt hat. Das ist eine feste Zielstrebigkeit. Jede hl. Messe muss dies vertiefen. Dann kommt auch dazu eine Zielfreudigkeit. Ich weiß, durch die Tätigkeit in der hl. Messe erreiche ich sicher meine Aufgabe. Und wenn ich sehe, dass ich durch meine eigene Tätigkeit nicht viel erreiche, aber hier im Corpus Christi mysticum erreiche ich alles. Aber damit ist notwendig stete Selbstüberwindung verbunden. Das ist selbstverständlich. Nur so haben wir einen Schlüssel zu seinem Leben. Der Gottmensch hat sich aber nicht nur bemüht, Gott während des Lebens die höchste Ehre der Anbetung zu geben, er hat auch eine Aufgabe an die Menschen.“⁸

Die Eucharistiefeier müsse, so wiederholte Kentenich bei vielen Gelegenheiten, „Mittel-, Ausgangs-, Sammel- und Höhepunkt“ des Tagewerkes werden. In den Exerzitien von 1927 gab er dazu eine besondere spirituelle Anregung. Für die Exerzi-

⁸ KENTENICH, JOSEPH, *Liturgische Exerzitien*, masch. A 4 [47 S.], S. 44.

tienteilnehmer hielt er jeden Abend eine kleine Meditation, in der er die Grundgedanken der Eucharistie des kommenden Tages behandelte. Er empfahl, die liturgischen Texte zur Grundlage der persönlichen Meditation zu nehmen und auf ihre Relevanz für das eigene Leben zu befragen, ja den Tagesablauf in Verbindung zu bringen mit den einzelnen Teilen der Messfeier. Das in der Liturgiereform des Konzils zum Prinzip der Leseordnung gemachte kontinuierliche Lesen der biblischen Bücher sollte nach der Intention Kentenichs in sehr subjektiver Weise angewandt werden: Die eigene seelische Stimmung, die Strömungen und Ereignisse der Zeit, die bevorstehenden Aufgaben des kommenden Tages sollten ihre Interpretation von den liturgischen Texten, den Lesungen und Gebeten der Eucharistiefeier des kommenden Tages erhalten. Diese Kombination von Meditation vorgeformter Texte und persönlicher Anwendung stellte eine originelle Form der von Kentenich empfohlenen Betrachtungsmethode dar, die mit den Schlagworten „Vorkosten“ und „Nachkosten“ umschrieben werden kann.

In den Liturgischen Exerzitien von 1927, deren Grundgedanken er in den folgenden Jahren mehrfach variierte, interpretierte Kentenich also die Eucharistiefeier in ihrer christologischen, ekklesiologischen und soteriologischen Relevanz, ausgedrückt durch den Ternar „Huldigungs-, Heiligungs- und Heilmittel“. Von der Messe aus lasse sich die Heiligung des Lebens gestalten. Die Huldigung durch Christus an den Vater, das Opfer des Kreuzes, wie es in der Messe gegenwärtig gesetzt wird, die Stärkung durch Christi Leib und Blut – all das solle nicht ein punktueller Akt sein, sondern sich auswirken in einem Leben aus diesen Wahrheiten. Durch die Liturgie solle eine innere Linie in das Leben hineinkommen, die nicht nur den Sonntag, sondern auch den Werktag heilt und heiligt.

Eine ganzheitliche Auffassung von Liturgie

Dass das Verhältnis Kentenichs zur Liturgischen Bewegung keineswegs spannungsfrei verlief, zeigte eine wichtige Auseinandersetzung, die in den 1930er Jahren begann und ihren Höhepunkt in der berühmten Antwort auf den Visitationsbericht des Trierer Weihbischofs Bernhard Stein vom 31. Mai 1949 fand. In der Tagung über „Marianische Erziehung“, die er von 1932 bis 1934 mehrfach hielt, traf Kentenich die Unterscheidung zwischen dem Katholizismus als Hochreligion mit einer Elitefrömmigkeit und als Volksreligion mit „grobkörniger Frömmigkeit“ als ihrer Ausdrucksform. Zentrale religiöse Inhalte würden vom „Volk“ – einem Begriff, den P. Kentenich in bewusster Anlehnung an nationalsozialistische Terminologie formulierte – verengt aufgefasst, so etwa Gott lediglich als Spender des lebensnotwendigen Brotes oder Erlösung als Befreiung von körperlichem Leid. Kentenich analysierte die unterschiedlichen Zugänge zum Glauben und interpretierte sie als irrationale, rationale oder suprarationale Interessenperspektive. Beide Formen von Frömmigkeit müssten sich daran orientieren.

Hier setzte allerdings eine Beobachtung an. Vor allem auf dem Gebiet der Marienfrömmigkeit sei das christliche Volk zu jeder Zeit ausgesprochen produktiv gewesen. Maria gehöre einfach zum Christentum mit dazu; das zeige die Volkspsychologie und – ein ungewöhnliches Wort – die „Gnadenpsychologie“. Ziel bleibe immer – und damit griff Kentenich einen Gedanken auf, der ihn schon zehn Jahre vorher beschäftigt hatte -, den ganzen Organismus des übernatürlichen Lebens zu umfassen. Dahinter bleibe jedoch die Volksfrömmigkeit weit zurück.

„Was ich hier von der Volksfrömmigkeit sage, sage ich auch von der anderen Seite: Denselben Fehler begehen weite Kreise der liturgischen Bewegung. Sie bleiben hängen am dreifaltigen Gott und an Christus. Ich kann von unten nach oben oder von oben nach unten gehen in der religiösen Welt, muss aber immer zum gleichen Ziel kommen: zu Gott; denn der katholische Fromme ist immer universal. Und somit muss es immer einen Organismus geben. Wenn ich aber jetzt zu einseitig hängen bleibe an Christus, dann trifft es nicht das Ganze. Das ist alles Einseitigkeit. Ich soll ja an Christus gebunden sein; aber es muss organische Christusgebundenheit sein. Und wenn es das ist, dann kommt eine organische Erweiterung - wenn Sie wollen - nach unten und nach allen Seiten, auch zur Gottesmutter. Wie häufig kommt es aber vor, dass Liturgiker immer erklären: Wir denken organisch; und faktisch ist es doch mechanistisch, ist es Mangel an organischem Denken und Leben! Man sieht nur Christus, und von Christus geht es nicht weiter, und das ist mechanistisch. Es muss aber so sein: Wo ich ins Übernatürliche komme, da muss ich das ganze Meer nach Möglichkeit in mir auffangen, das heißt soweit das möglich ist. Praktisch können wir das nicht; aber grundsätzlich muss uns klar sein, dass wir das ganze Meer in uns auffangen müssen.“⁹

Liturgie umfasste nach Kentenich also sowohl die so genannte Elite- als auch die Volksfrömmigkeit. Dafür stand er auch in der kirchlichen Öffentlichkeit. So war es kein Zufall, dass die Schönstatt-Bewegung auch mit der Liturgischen Bewegung zusammen unter die siebzehn „Beunruhigungen“ gezählt wurde, gegen die mitten im Zweiten Weltkrieg der Freiburger Erzbischof Conrad Gröber vorgehen zu müssen meinte. Zunehmend kritisch wurde Kentenich allerdings selbst gegen Vereinseitigungen und Verabsolutierungen der Liturgie. Prüfstein in dieser Hinsicht war ihm die Behandlung der marianischen Spiritualität. So sehr er selbst immer wieder die Unterscheidung zwischen Verehrung und Anbetung herausstellte und die Einzigartigkeit der Gottesbeziehung vor jeder Heiligenverehrung betonte, so war ihm doch gerade der personale Zugang sehr wichtig. Wenn eine fromm-liebende religiöse Sprechweise als theologisch unzulänglich angeklagt wurde, wie er es mit Bezug auf Marienlieder und –gebete des öfteren erleben musste, reagierte er ziemlich heftig. Mit ausdrücklichem Hinweis auf die Ganzheitlichkeit menschlicher Lebens- und Glaubensäußerungen klagte er eine solche Denk- und Handlungsweise als „mechanistisch“, als trennend an. Was für naturwissenschaftliche Experimente gelte,

⁹ KENTENICH, JOSEPH, *Marianische Erziehung. Pädagogische Tagung*, Vallendar-Schönstatt 1971, 97.

dürfe nicht auf den Lebensvorgang der Gott-Mensch-Beziehung angewandt werden, genauso wenig wie menschliche Liebesbeziehungen dem Diktat theologisch korrekter Sprachformulierungen entsprechen müssten. Die Stellung zur Volksfrömmigkeit, speziell zur Marienfrömmigkeit, war für P. Kentenich ein Unterscheidungskriterium für die Echtheit und Ganzheitlichkeit von Religiosität überhaupt.

Liturgie und Theologie

Nach 1927 war die zentrale Äußerung Kentenichs zur Liturgie ein Exerzitienkurs, den er in den Jahren 1938/1939 mehrfach für Priester hielt¹⁰. Unter dem Titel „Liturgische Werktagshelligkeit“ setzte er sich ausführlich mit dem liturgischen Gottesbild, der Eucharistie und den übrigen Sakramenten, den Sakramentalien und Gesetzmäßigkeiten der Liturgie in bezug auf Raum und Zeit auseinander. Bedeutsam ist die Definition von Liturgie, die in der Fassung der gedruckten Disposition des Exerzitienkurses lautet: „Katholische Liturgie ist das heilige, geheimnisvolle Tun des Gottmenschen Jesus Christus als Haupt seiner Kirche (und das heilige, geheimnisvolle Mittun seiner Braut, der Kirche), um den Vater zu verherrlichen und die Welt zu vergöttlichen.“ Ziel der Liturgie ist also die Verherrlichung des Vaters durch das Erlösungswerk Jesu Christi und das Mithandeln der Kirche. Der sekundäre Zweck der Liturgie ist die „consecratio mundi“, von Kentenich mit den Termini „entteufeln“, „entsündigen“, „entsäkularisieren“ und „entprofanisieren“ negativ und mit „vergöttlichen“ und „verklären“ positiv beschrieben.

Diese deskriptive Definition, wie sie sich einige Jahre später ähnlich auch in der Liturgie-Enzyklika Pius' XII. „*Mediator Dei*“ vom 20. November 1947 fand¹¹, war für Kentenich Ausgangspunkt seiner weiteren liturgietheologischen Reflexionen. Während seiner Zeit als KZ-Häftling in Dachau verfasste er in Versform eine Messopferparaphrase. Die trinitarische Perspektive wurde dabei in christologischer Zentrierung, marianischer Exemplifizierung und menschlichem Mitwirken entfaltet. Biblische Bilder, vor allem aus der Johannes-Offenbarung, machten die Finalität jeden liturgischen Handelns deutlich: die heilige Stadt Jerusalem.

Beispielhaft sei das meditative Gebet herausgegriffen, mit dem P. Kentenich den Teil des Eucharistischen Hochgebets nach den Einsetzungsworten begleitet¹². Der Beter wird hineingenommen in das Kreuzesgeschehen. Mit Maria steht er unter dem Kreuz und vereint sich mit dem „Opferlamm“. Vier Haltungen werden dem Beter

¹⁰ Vgl. KENTENICH, JOSEPH, *Liturgische Werktagshelligkeit. Priesterexerzitien. Herausgegeben und bearbeitet von Rudolf Stein*, Vallendar-Schönstatt 1997.

¹¹ Vgl. DH 3841.

¹² Die Texte wurden auf dem Hintergrund der vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil gültigen Liturgie entwickelt. Sie setzen voraus, dass der Priester die lateinischen Texte für sich sprach und die Gemeinde durch Gebete und Gesänge die priesterlichen Handlungen begleitete. Vgl. KENTENICH, JOSEF, *Himmelwärts. Gebete für den Gebrauch in der Schönstattfamilie*, Vallendar-Schönstatt 1973 (1945), 31-34.

empfohlen: Die Anbetung des Vaters lässt im Blick auf das Kreuz das eigene Leben besser verstehen; es ist durchzogen und getragen von einem Liebesplan. Menschliche Schuld und Versagen bedürfen der Sühne; in der Versöhnung ist von neuem die Spur göttlicher Liebe sichtbar. Der Dank wird erstattet für die Gnade der seelischen Umwandlung, der Christusbeziehung und der Sendung¹³. Die Bitte schließlich bezieht sich erneut auf die Sendung und thematisiert die Beziehung zu Maria als „Testament“ vom Kreuz herab. Das Gebet schließt mit einer zusammenfassenden Doxologie:

„Durch ihn, das Lamm, das immer siegt,
das wie geschlachtet vor dir liegt,
nimm, Vater, an im Heiligen Geist,
der alle Schöpfung aufwärts reißt,
aus kindlich lauterem Gemüte

Anbetung, Sühne, Dank und Bitte. Amen.“¹⁴

Diese vier Schritte waren für Kantenich konstitutiv für eine ganzheitliche Gottesbeziehung. Sie wurden gewissermaßen zum Grundprogramm für die Anbetungskreise, die es in verschiedenen Gemeinschaften der Schönstatt-Bewegung gibt. Sie zeigen das Zusammenspiel von göttlicher Initiative und menschlichem Mittun, das gespeist ist von persönlicher und gemeinschaftlicher Sendung und darauf hin orientiert ist. Dass diese Haltung fern ist von jeder nur passiven Frömmigkeitshaltung, lässt sich an verschiedenen Äußerungen P. Kantenichs zeigen, in denen er die Haltung der Anbetung beschreibt. Grundlegend ist ihm immer die Anbetung des göttlichen Willens. Erst an zweiter Stelle folgt der Akt der (eucharistischen) Anbetung. Die Suche nach dem göttlichen Willen und das Leben daraus im Sinne des praktischen Vorsehungsglaubens, seine Spur im Alltag suchen und finden, ist der erste und wichtigste Schritt einer anbetenden Grundhaltung.

Joseph Kantenich und das Konzil

Die Äußerungen P. Kantenichs zur Liturgie wurden in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg spärlicher. Im Vordergrund standen andere Themen. Erst das Zweite Vatikanische Konzil bot wieder Anlass, sich damit zu beschäftigen.

Joseph Kantenich erlebte diese Kirchenversammlung aus der Ferne mit. Seit 1952 lebte der Gründer der Schönstatt-Bewegung in der nordamerikanischen Industriestadt Milwaukee in kirchlicher Verbannung. Er gehörte der dortigen Niederlassung der Pallottiner an und versah seit 1959 den Dienst als Seelsorger der deutschsprachigen Gemeinde. In der Unterkirche der Pfarrkirche St. Michael hielt er

¹³ „Du hast gewandelt unser Sein,
und Christus tief gesenkt uns ein,
gabst seine Würde uns und Sendung
als Werkzeug für die Heilsvollendung“ – Kantenich, *Himmelwärts*, 33.

¹⁴ Kantenich, *Himmelwärts*, 34.

jeden Sonntag für die zu einem Großteil aus Emigranten und Vertriebenen bestehende Gemeinde einen Gottesdienst, in dem die Predigt einen bedeutenden Platz beanspruchte. Ein regelmäßig erscheinender Pfarrbrief mit weiterführenden Zusammenfassungen der normalerweise thematisch ausgerichteten Predigten diente der Vertiefung und dem Zusammenhalt der über die ganze Stadt verstreut lebenden Pfarrangehörigen. Wallfahrten und Pfarrfeste förderten die Gemeinschaft untereinander, ein regelmäßiges Beichtangebot und ein sich teilweise aus Gemeindemitgliedern zusammensetzender Familienkreis, für den P. Kentenich jeden Montag Abend einen Vortrag hielt, komplettierten das pastorale Angebot.

Von Oktober 1964 bis Mai 1965 kreisten die Predigten für die deutschsprachige Gemeinde von Milwaukee um das Konzil. Drei Themen behandelte P. Kentenich im wesentlichen: Er führte die Zuhörer in die konziliare Ekklesiologie ein, wie sie sich in der Konstitution „Lumen gentium“ manifestierte; dabei legte er besonderes Gewicht auf die Herausarbeitung der im Konzil kontrovers diskutierten Frage nach der Rolle Marias in der Kirche und als Mutter der Kirche; und schließlich erklärte er die wichtigsten Veränderungen in der Liturgie, wie sie durch die Konstitution „Sacrosanctum Concilium“ gegeben waren.

Joseph Kentenich und die Liturgiereform

Plakativ formulierte Kentenich die ekklesiologische Akzentsetzung des Konzils: „Weg von der überspitzten Statik, hinein in eine stärker betonte Dynamik!“¹⁵ Diese Veränderungen konstatierte er auch für die Liturgie, die er vorkonziliar als „Klerikerliturgie“¹⁶ konstatierte, der gegenüber das Volk sich eine andere Form von Frömmigkeit geschaffen habe. Die Liturgiekonstitution habe „gebrochen mit dem Gesetz der Unveränderlichkeit – und das ist wohl das Wertvollste“¹⁷. Kentenich bereitete seine Zuhörer darauf vor, dass die Kirche erst „am Anfang einer end-losen Veränderung in unserem liturgischen, offiziellen Gebet“¹⁸ stehe. Mit der Unveränderlichkeit der Liturgie sei auch die absolute Einheitlichkeit überwunden worden. Diese Reformen blieben aber nur an der Oberfläche, wenn nicht auch eine vertiefte Auffassung der Liturgie zu verzeichnen sei. Gegen Kritiker wandte Kentenich ein, dass nun die Chance bestehe, mit einer erneuerten Kirche und ihrer erneuerten Liturgie wirklich die Seele der gegenwärtigen Weltkultur zu werden.

In einem zweiten Zugang griff Kentenich den Grundgedanken der Liturgischen Bewegung von der „actuosa participatio fidelium“ auf. Aktive Teilnahme bedeute ein lebendiges Hineingezogensein in das auf dem Altar gegenwärtig gesetzte Heilsge-

¹⁵ KENTENICH, JOSEPH, *Wandlungen in der Liturgie. Predigt zum 6. nachgefeierten Sonntag nach Erscheinung, 15. November 1964*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 15*, Vallendar-Schönstatt 1988, S. 27-48, 29-30.

¹⁶ Kentenich, *Wandlungen*, 31.

¹⁷ Kentenich, *Wandlungen*, 37.

¹⁸ Kentenich, *Wandlungen*, 38.

schehen, so dass die Gläubigen nicht mehr „Bänkefüller“, sondern „Mitspieler“¹⁹ seien. Der Gründer einer Laienbewegung formulierte pointiert: „Der Laie darf nicht nur eine Randfigur sein, weder in der Kirche, noch bei der heiligen Messe!“²⁰ Gefördert werde das Mittun aller durch den Gebrauch der Muttersprache und den Wechsel der Körperhaltung. Das Vorbild Marias, die unter dem Kreuz „interessierte Zeugin“, „ernstzunehmende Mitopferin“ und „heroische Mitgeopferte“²¹ gewesen war, war nach Kentenich Vorbild für eine spirituell verantwortete Mitfeier der Eucharistie.

Mitfeier konkretisiert sich – und hier wiederholte Kentenich einen alten Lieblingsgedanken – in der Prägung des Alltags. Zweifellos stand im Hintergrund seiner Ausführungen die Praxis religiöser Gemeinschaften, häufig und nach Möglichkeit täglich die Eucharistie zu feiern. Diese „Tagesmesse“ solle zur „Lebensmesse“ werden. In Anlehnung an den Apostel Paulus ging es für Kentenich darum, den Tod des Herrn zu verkünden (vgl. 1 Kor 11,26), täglich mit Christus zu sterben (vgl. 1 Kor 15,31), damit Christus „in mir“ lebt (vgl. Gal 2,20). Bereitung der Gaben, Wandlung und Kommunion als Teile der Eucharistiefeier wurden in seiner Sicht zu spirituellen Angelpunkten des Tagewerkes. Diesen geistlichen Mitvollzug der Eucharistie benannte er mit dem Dreischritt der inneren Haltung von Dank, Sühne und Bitte²².

Ein wichtiges Ergebnis der konziliaren liturgischen Erneuerung stellte die Aufwertung des Wortgottesdienstes dar, der bis dahin unter dem Titel „Vormesse“²³ eher marginalisiert worden war. Unter Hinweis auf den engen Zusammenhang von Evangelium und auslegender Homilie machte sich Kentenich den paulinischen Impuls vom „Leben in Christus“ zu eigen und postulierte, dass die heilige Messe „auch durch den Wortgottesdienst uns zu möglichst vollkommenen Christusgestalten formen“²⁴ möchte. Die Bedeutung der Heiligen Schrift zeigte Kentenich unter Hinweis auf Bekehrungserlebnisse (Heinrich Heine, Augustinus, Franziskus) auf, ihre Wirkung auf das Leben am Beispiel der biblischen Berichte über Maria: das Wort Gottes bewahren, betrachten und verwirklichen.

¹⁹ KENTENICH, JOSEPH, *Aktive Teilnahme an der heiligen Messe. Predigt zum letzten Sonntag nach Pfingsten, 22. November 1964*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 15*, Vallendar-Schönstatt 1988, S. 49-67,55. Für dieses Anliegen zitiert Kentenich den Klosterneuburger Augustinerchorherr Pius Parsch als Gewährsmann.

²⁰ Kentenich, *Teilnahme*, 56.

²¹ Kentenich, *Teilnahme*, 61-62.

²² Vgl. KENTENICH, JOSEPH, *Dank-, Sühn- und Bittopfer. Predigt zum Jahreswechsel/Neujahr, 1. Januar 1965*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 16*, Vallendar-Schönstatt 1991, S. 27-45.

²³ KENTENICH, JOSEPH, *Im Wort Gottes zu Hause. Predigt zum 2. Adventssonntag, 6. Dezember 1964*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 15*, Vallendar-Schönstatt 1988, S. 87-109,98.

²⁴ KENTENICH, JOSEPH, *Wortgottesdienst. Predigt zum Fest des allerheiligsten Namens Jesu, 3. Januar 1965*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 16*, Vallendar-Schönstatt 1991, S. 47-67,52.

Die Predigten der Fastenzeit 1965 stellte P. Kentenich unter das Leitmotiv, in Anlehnung an SC 14 in die „Hochschule der heiligen Eucharistie“²⁵ gehen zu wollen. In heilsgeschichtlicher Perspektive war für Kentenich klar: „Daß die heilige Eucharistie bis zum Ende der Zeiten eine Fortsetzung der Menschwerdung des Gottmenschen in Form seiner Brotwerdung, aber auch gleichzeitig eine unblutige Gegenwärtigung des blutigen Kreuzesopfers ist.“²⁶ Kentenich vertrat seinen Zuhörern gegenüber eine klassische Eucharistietheologie, immer wieder illustriert durch Geschichten und Beispiele.

Doch auch die konziliare Akzentverlagerung hin zum Paschamysterium fand in Kentenichs Predigten einen Niederschlag. Unter Hinweis auf SC 5 und SC 6 erläuterte Kentenich einen Gedankengang, den er seit den 1920er Jahren unter dem Aspekt der Gotteskindschaft und Christusgliedschaft entfaltet hatte. Der Christ bekommt durch die Taufe Anteil nicht nur am leidenden, sondern auch am verklärten Leben Jesu. In der spirituellen Anwendung: „beides will gleichzeitig gesehen, gelehrt und gelebt werden: die Theologie, die Aszese und die Pädagogik des Kreuzes und Leidens, aber auch die Theologie, die Aszese und die Pädagogik einer glückseligen Auferstehung“²⁷. Theologie des Kreuzes und Theologie der Glorie wollen zusammen gesehen werden. Kentenich versuchte deshalb seine Zuhörer von der Irrigkeit der lange Zeit im Katholizismus herrschenden Abwertung des Karfreitags zu überzeugen und für eine Sicht der engen Zusammengehörigkeit von Leiden, Sterben und Tod Jesu auf der einen und seiner Auferstehung auf der anderen Seite zu gewinnen. Es ging ihm wie immer so auch hier um eine integrative Sicht der Heilsgeschichte.

Diese Verbindung des Christen mit dem ganzen Leben Jesu Christi wird in der Taufe konstituiert, deren eigentlicher Ort im Kirchenjahr das Osterfest ist. So war Ostern für Kentenich nicht nur ein „Beweis für die Göttlichkeit des Heilandes“ und ein „Beweis für die Göttlichkeit des Christentums“, sondern er konnte es auch auffassen „als ein Geheimnis, als einen Lebensvorgang, der in uns durch die Taufe Wirklichkeit geworden ist. Die Taufe will ja ein Abbild des Ostergeheimnisses sein.“²⁸

²⁵ KENTENICH, JOSEPH, *Kreisen um die Eucharistie. Predigt zum 1. Fastensonntag, 7. März 1965*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 16*, Vallendar-Schönstatt 1991, S. 143-158,145.

²⁶ KENTENICH, JOSEPH, *Urheber unseres Glaubens. Predigt zum 2. Fastensonntag, 14. März 1965*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 16*, Vallendar-Schönstatt 1991, S. 159-176,163.

²⁷ KENTENICH, JOSEPH, *Paschamysterium heute. Predigt zum Ostersonntag, 18. April 1965*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 16*, Vallendar-Schönstatt 1994, S. 7-27,13.

²⁸ Kentenich, Paschamysterium, 15.

Liturgie als pädagogischer Prozess

An den Veränderungen der liturgischen Formen war Joseph Kentenich nicht interessiert. Die muttersprachliche Liturgie lehnte er nicht ab, war jedoch auch kein engagierter Befürworter schneller Reformen. Sein Anliegen in bezug auf die Liturgiereform des Zweiten Vatikanums war ein Doppeltes.

Kentenich setzte sich für eine ganzheitliche Sicht von Theologie und Glaubensleben ein. Deshalb wandte er sich vehement gegen jede Trennung der Volksfrömmigkeit von der Liturgie. Er wollte vor allem die lebendige Beziehung zu Maria fördern und Marienverehrung nicht in den außerliturgischen Bereich abdrängen lassen. Seine spirituelle Deutung der marianischen Stellen der Heiligen Schrift diente genau diesem Anliegen. Kentenich wollte dadurch die innere Verbundenheit der theologischen Inhalte der Liturgie verdeutlichen. Kreuz und Auferstehung, Karfreitag und Ostern, Menschsein und Gottsein in Jesus Christus gehörten für ihn deshalb untrennbar zusammen. Der Sinn der Inkarnation war nicht der Tod Jesu am Kreuz, sondern die Botschaft des Lebens in seiner Auferweckung. Auch wenn Liturgie keineswegs den Schwerpunkt der Verkündigungsarbeit Joseph Kentenichs bildete, war sie für ihn doch ein neuralgischer Punkt. Denn gerade bei manchen Vertretern der Liturgischen Bewegung spürte er eine ausgesprochene oder unausgesprochene Ablehnung der Volksreligiosität. Die große Auseinandersetzung P. Kentenichs mit der Kirche hatte ihren theologischen Grund in der Frage nach der inneren Plausibilität und konkreten Praxis der organischen Zusammenschau von Glaube und Leben. In der Liturgiekonstitution des Konzils schien ihm diese organische Verbindung der Glaubenswahrheiten mit der liturgischen Feier zumindest ermöglicht, weshalb er zu einer insgesamt positiven Wertung der Reform kommt.

Letztlich aber äußerte sich Kentenich zur Liturgie weniger aus einem wissenschaftlichen denn aus einem pädagogischen Interesse. Sein Zentralanliegen war, dass Liturgie nicht neben dem Alltagsleben gefeiert wurde, sondern eine gegenseitige Bereicherung zustande kam. Die „Tagesmesse“ sollte zur „Lebensmesse“ werden, die Eucharistiefeyer Ausgangs- und Zielpunkt des Tagewerks sein. Lebensgestaltung aus dem Geist der Liturgie wollte er leisten. Kentenich befand sich damit durchaus in Übereinstimmung mit den Vertretern anderer Bewegungen und Verbände der Zwischenkriegszeit, etwa aus dem Bund Neudeutschland oder Quickborn. Das Unterscheidende liegt aber wohl darin, dass Kentenich einen konsequenten Akzent auf das Individuum legte. Der Mensch sollte sich – auch durch die Liturgie – formen lassen zu einem Abbild Christi und Marias. „Liturgiefähig“ war für Kentenich derjenige, der aus dem Geist der Liturgie sein Leben gestalten konnte, dessen Alltagsleben um die Liturgie kreiste und der daraus seine Schwungkraft bezog.

Mit dem gleichaltrigen Guardini hätte sich Kentenich also durchaus verständigen können. Entscheidend für beide war die innere Haltung, mit der Liturgie gefeiert wird. Beide kamen auch darin überein, den liturgischen Akt nicht vom Gebet zu trennen, also nicht „in der Messe zu beten“, sondern „die Messe mitzufeiern“. Dazu bedurfte es, darin waren sich beide einig, einer tiefen pädagogischen Hinfüh-

rung und einer regelrechten Liturgieschule. Einem liturgischen Purismus, der Liturgie auf die Feier der Eucharistie und der Sakramente reduzierte, hätte P. Kentenich allerdings nicht zustimmen mögen. Auch in der Volksfrömmigkeit, wenngleich einer stetig zu läuternden, sah er einen wichtigen Beitrag zum spirituellen Wachstum. Dass dabei der Testfall für ihn immer in der Einbeziehung des Marianischen in den Kosmos der Frömmigkeitsformen lag, mag man zu den Eigentümlichkeiten eines großen Marienverehrs zählen. Für Joseph Kentenich war damit allerdings die Frage nach einem Denken in Zusammenhängen, auch in heilsgeschichtlichen Kontexten, gestellt. Und daran entschied sich für ihn letztlich die „Liturgiefähigkeit“ des heutigen Menschen.